

2. Die Prostituierte

Ich frage Sie: Können Sie eine nackte Prostituierte von irgendeiner anderen nackten Frau unterscheiden?

Henri Leclerc, Anwalt von Dominique Strauss-Kahn, 2011

Überwachung und Kontrolle von käuflichem Sex ist bei weitem kein so zeitloses Prinzip, wie wir vielleicht glauben mögen. Käuflicher Sex wird sowohl als Praxis als auch als kommerzielles System ständig neu erfunden, und entsprechend wird auch das Bild derjenigen, die an diesem System teilnehmen, ständig neu gezeichnet. Viele der Methoden, das, was als sexuelle Devianz angesehen wird, zu bestrafen, bestehen dabei aber weiter, beispielsweise das Einsperren von »Perversen« oder »gefallenen Mädchen«, auch wenn sich die Termini ändern, mit denen diese gefährlichen Subjekte beschrieben werden. Teilweise wird behauptet, dass mit der Bildverschiebung von der außerhalb der Gesellschaft stehenden Hure hin zum Opfer des Prostitutionssystems Ende des 19. Jahrhunderts auch diese Figur weniger gefährlich wurde. Und seit Mitte der 1970er Jahre wird das Konzept der »Prostitution« immer mehr von dem der »Sexarbeit« verdrängt. Diese Verschiebung von einer Seinsform hin zu einer Arbeitsform müssen wir nachvollziehen, wenn wir verstehen wollen, warum vor allem Sexarbeiter_innen immer wieder darauf bestehen, dass Sexarbeit Arbeit ist.

Und wir müssen uns fragen, wie diese Form von Arbeit entstanden ist, was ihre Ziele sind, wer sie antreibt, wer sie angreift und wem sie nutzt. Doch der wichtigste Unterschied zwischen der Bezeichnung Sexarbeit und allen anderen Definitionen ist, dass es sich dabei um ein Konzept handelt, das von denen eingeführt wurde, die diese Arbeit ausüben.

Deshalb interessiert es mich auch gar nicht mehr so sehr, was Leute von Prostitution halten. Sie existiert eigentlich gar nicht mehr. Die Menschen, die wir als Prostituierte bezeichnen, gibt es noch gar nicht so lange, auch wenn man die Prostitution immer wieder ehrerbietig »das älteste Gewerbe der Welt« nennt. Der Begriff ist nicht sonderlich alt und wurde zunächst nicht dazu verwendet, eine Identität zuzuteilen. Bevor es im Französischen seine heutige Bedeutung erlangte und von dort im 18. Jahrhundert ins Deutsche übernommen wurde, bedeutete das Verb »prostituier« schlicht »feilbieten«.

Deutlich älter ist das Wort »Hure«, das sich bis ins Althochdeutsche des 8. Jahrhunderts zurückverfolgen lässt. Zahllose Frauen, die vor der Etablierung des Wortes verschiedensten Tätigkeiten nachgingen, wurden später von Geschichtsschreibern auf den Begriff »Hure« reduziert. Anders als Luther es in seiner Übersetzung der Offenbarung formuliert, gab es in babylonischen Zeiten keine »Hure«, in Pompeji keine »Prostituierten« und vor der Einführung des Begriffs im New York des späten 19. Jahrhunderts arbeitete niemand irgendwo auf der Welt in einem »Rotlichtbezirk«.

Die Figur der Prostituierten ist eine Konstruktion des 19. Jahrhunderts. Sie sollte als Produkt des Prostitutions-systems verstanden werden, entstand aber aus einem viel komplexeren Zusammenhang. Vor dieser Etablierung des Konzepts »Prostitution«, erklärt die Ethnologin Laura Agustín in ihrem Buch *Sex at the Margins*, »gab es kein

Wort oder Konzept, das ausschließlich den Verkauf sexueller Dienstleistungen bezeichnete. [...] ›Hurerei‹ wurde für jede Art außerehelicher sexueller Handlungen verwendet und implizierte Amoral oder Promiskuität, ohne notwendigerweise den Aspekt der Käuflichkeit zu beinhalten, und mit dem Wort ›Hure‹ konnte jede beliebige Frau gebrandmarkt werden, die sich mit ihrem Verhalten außerhalb der gerade gültigen Anstandsregeln bewegte.«

Genau zu der Zeit, in der der neue Frauentypus der Prostituierten auftaucht, wird auch ein neuer Typ Mann erfunden: Der Homosexuelle. Aber selbstverständlich sind sexuelle Beziehungen zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern viel älter als diese soziale Figur, und ebenso wurde die Identitätskonstruktion der »Prostituierten« für Praktiken benutzt, die es schon viel länger gab als den Begriff. Auch die Motivation hinter diesen Definitionsprozessen war dieselbe: Es ging darum, eine soziale Figur zu erschaffen, indem aus einem Verhalten, unabhängig davon, wie häufig es auftrat, eine Identität gemacht wurde. Ausgehend von dieser sozialen Figur fiel es der Gesellschaft dann viel leichter, eine soziale Gruppe zu imaginieren, sie zu markieren, zu verorten, mit ihr umzugehen und sie durch Gesetz und Ordnungsmacht zu kontrollieren. Und die soziale Figur, für die dann Gesetze gemacht werden konnten, sah folgendermaßen aus: Sie war eine Fantasiefigur, die grenzenlose Erniedrigung und absolute soziale Isolation repräsentierte. Mit Ausnahme der wenigen edlen Geister, die sich um ihre Rettung bemühten, war die Prostituierte von allen verlassen.

Sehr zum Leidwesen von Prostituierten und Homosexuellen – und natürlich derer unter uns, die beides sind – ist diese Zeit noch nicht vorbei. Im späten 19. Jahrhundert wurden nicht nur der Analverkehr und der käufliche Sex kri-

minalisiert, sondern auch die Menschen, die diese Praktiken ausübten. Im späten 20. Jahrhundert wiederum führte eine übertriebene Angst vor AIDS zu neuen sozialen und strafrechtlichen Sanktionen gegen dieselben Menschen. Diese Sanktionen richteten sich nicht gegen alle Menschen, die gleichgeschlechtlichen oder käuflichen Sex praktizierten, sondern gegen diejenigen, die am sichtbarsten anders waren und die mehr oder weniger direkt mit anderen Formen der Devianz assoziiert wurden.

Wir sollten uns immer darüber im Klaren sein, dass die Razzia im Stonewall Inn an der Christopher Street in New York an einem Juniabend 1969 gar nicht zu Straßenschlachten mit der Polizei geführt hätte, wenn nicht die Straßenstrich-Transvestiten (wie sie sich selbst nannten) Widerstand gegen die Staatsgewalt geleistet und die Polizei mit Münzen und Flaschen beworfen hätten. Diese berühmteste Schlacht der lesbisch-schwulen Emanzipationsbewegung ist heute so fest in der Geschichte der erfolgreichen Bürgerrechtsbewegungen verankert, dass sie sogar in der zweiten Antrittsrede von Präsident Barack Obama Erwähnung fand. Dennoch sind es genau die Menschen, die diese Schlacht geschlagen haben – die Transen, Ledermacker und Stricher –, die bis heute in der Gegend rund um die Christopher Street am häufigsten von Polizeigewalt betroffen sind.

Für uns alle, und ganz besonders für diejenigen unter uns, die sexuelle Dienstleistungen verkaufen, ist das späte 19. Jahrhundert noch nicht vorbei.

Ich wurde in dem Jahr geboren, in dem das Konzept Sexarbeit erfunden wurde, und auch in dem Land, in dem der Begriff geprägt wurde. Carol Leigh, die Erfinderin des Begriffs, Sexarbeits-Aktivistin, Künstlerin und Autorin, schreibt in ihrem Essay *Inventing Sex Work*:

»1978 nahm ich an einer Konferenz in San Francisco teil, die von der Gruppe Women Against Violence in Pornography and Media organisiert worden war. Die Konferenz war Teil eines feministischen Aktionswochenendes mit einer Ansprache von Andrea Dworkin und einer Anti-Porno-Demonstration durch den Bezirk North Beach, das »Amüserviertel« von San Francisco. Dabei kam es von Seiten der Demonstrant_innen zu Beschimpfungen und Beleidigungen gegen Stripper_innen und andere Sexarbeiter_innen, die in dieser Gegend ihrer Arbeit nachgingen.«

Eine solche Demonstration kann unmöglich als feministische Aktion verstanden werden, es sei denn, die Organisatorinnen hätten davon ausgehen können, dass die Menschen, gegen die sich die Beschimpfungen richteten, um einen solchen Protest gebeten oder ihn mitorganisiert hätten. Dabei hätten die Sexarbeiterinnen einen grundsätzlichen und wesensmäßigen Unterschied zwischen der Demo und den Polizeirazzien erkennen müssen, die sich ja beide gegen dieselben Geschäfte, nämlich gegen ihre Arbeitsplätze richteten. Alternativ hätten die Demonstrant_innen natürlich auch einfach ganz offen sagen können, dass sie grundsätzlich besser als die Sexarbeiterinnen selbst wussten, was in deren Interesse war und was nicht.

Indem sie als Prostituierte an der Konferenz teilnahm, wollte Carol Leigh einige dieser Abspaltungen, wie sie innerhalb des Feminismus vorgenommen wurden, grundsätzlich in Frage stellen. Ihr war bewusst, dass die Prostituierte, über die im Konferenzraum gesprochen wurde, selbst nicht anwesend war. Diese Anmaßung stand in scharfem Kontrast zu einem der grundlegenden Axiome feministischen Denkens in den 1970ern: Feministische Politik geht von den eigenen Erfahrungen von Frauen aus. Aber von den Erfahrungen welcher Frauen? Sexarbeiterinnen waren nicht

die ersten, die das Prinzip von angenommener Abwesenheit (weil sie nicht offen auftraten) und gleichzeitiger Eingemeindung in eine Bewegung (wegen der Zugehörigkeit zur universellen Klasse der Frauen) aktiv in Frage stellten, die letztendlich ein überwiegend weißes, bürgerliches, heterosexuelles, cis-gender-»Zimmer für sich allein« darstellte.

Menschen, die Sex verkaufen, und insbesondere die Frauen unter ihnen, sind aber durchaus in diesen Räumen anwesend. Und sie können, wie Carol Leigh bestätigt, auch die Diskriminierung ansprechen, die von anderen Frauen ausgeübt wird, die nicht verstehen, dass sie oft dieselben Probleme und Themen haben wie die Sexarbeiterinnen. »Schließlich hatte ich den Raum gefunden, in dem der Workshop zu Prostitution stattfand«, fährt sie fort. »Als ich ihn betrat, sah ich den Titel des Workshops auf einem großen A3-Block stehen. Darin kam die Wendung ›Gebrauchssex-Industrie‹ vor. Dieser Begriff fiel mir sofort peinlich ins Auge. Wie sollte ich als politisch Gleiche und Gleichgesinnte unter diesen Frauen Platz nehmen, wenn ich von ihnen derart verdinglicht, als Gebrauchsobjekt beschrieben wurde? Diese Zuschreibung negierte meine aktive Rolle als Akteurin und Subjekt innerhalb der Transaktion. Gleich am Anfang des Workshops schlug ich deshalb vor, den Titel zu ändern und den Begriff ›Sexarbeitsindustrie‹ zu verwenden, weil das viel besser beschreibt, was die Frauen tatsächlich machten. Normalerweise nahmen ja Männer diese Dienstleistungen in Anspruch und Frauen boten sie an. Soweit ich mich erinnere, wurde diese Änderung einstimmig angenommen.«

Carol Leigh wurde klar, dass sie nicht allein war: »Nach dem Workshop kam eine Frau auf mich zu und erzählte mir, dass sie als Jugendliche auch Prostituierte gewesen war. Sie

fühlte sich aber aus Angst vor Verurteilung nicht in der Lage, das im Workshop auch anzusprechen.«

Als während der zweiten Welle des Feminismus eine Frau nach der anderen auf solchen Konferenzen antrat, um die verzerrenden Bilder von weiblicher Unterwerfung (die unschuldige Tochter, die selbstlose Ehefrau etc.) anzugreifen, gab es da noch einen Mythos, den sie nicht vollständig über Bord werfen wollten: den vom Elend der Prostituierten. »Solidarische« Feministinnen wie Kate Millett, die selbst dabei gewesen war, als Prostituierte eine frühere Frauenkonferenz in New York gesprengt hatten, schlugen zwar, wie in Milletts Buch *The Prostitution Papers*, einen durchaus empathischeren Ton an, aber es fehlte ihnen, wie die Historikerin Melinda Chateaufort es formulierte, »das Verständnis für das zentrale Problem«. Millett war der Ansicht, »dass die Probleme der Prostituierten« (so, wie Millett sie sah) durch eine »fundamentale Neuausrichtung in der Selbstwahrnehmung der Prostituierten« gelöst werden könnten, und dass »eine Rehabilitation von Prostituierten durch die Schaffung eines feministischen Bewusstseins« möglich sei. Diese Feministinnen konnten sich damals anscheinend noch nicht vorstellen, dass Sexarbeiterinnen ein solches Bewusstsein selbst und ohne die Hilfe ihrer Schwestern schaffen, und dass ihre Forderungen weit über eine »Neuausrichtung der Selbstwahrnehmung« hinausgehen könnten.

Politiken der Sexarbeit

Eine Politik der Sexarbeit zu entwickeln, kann ohne direkten Bezug auf all die Figuren nicht gelingen, die den Imaginationsraum der Prostitution bevölkern: die Prostituierten

und Huren, die vor den Sexarbeiter_innen da waren. Dieser Rückgriff erklärt beispielsweise, warum politische Positionen zur Sexarbeit nach wie vor als Frauenthema verhandelt werden, obwohl bei weitem nicht alle Menschen, die der Sexarbeit nachgehen, Frauen sind. Männer kommen in dieser Wahrnehmung ausschließlich als Zuhälter und Freier vor. In jüngerer Zeit werden Freier häufiger auch schlicht als »Käufer« gefasst, eine Verschiebung, die allerdings nicht weniger Probleme beinhaltet. Merkwürdigerweise scheint es keinen Trend hin zu einem Verständnis dieser Männer als schlichte »Kunden« oder »Klienten« zu geben, und das liegt möglicherweise daran, dass Sexarbeiter_innen selbst lieber diese letzten Begriffe benutzen. In der gesellschaftlichen Vorstellung sind Frauen, die Sexarbeit ausüben, vor allem Objekte des Begehrens dieser Männer und Opfer ihrer Gewalt. Männliche Sexarbeiter werden meist nicht als Mitglieder desselben Berufsstandes angesehen.

In den Medien werden Trans-Frauen, die Sexarbeit machen, oft sehr stereotyp dargestellt, und selbst solidarische Aktivist_innen nehmen sie oft nicht im Zusammenhang mit anderen Frauen im Sexgeschäft wahr. Nonkonforme Genderperformanz hat in der Geschichte des Sexgeschäfts schon immer einen festen Platz, nicht zuletzt, weil die Sexindustrie Menschen Zugang zu Verdienstmöglichkeiten bietet, die an anderen Arbeitsplätzen Diskriminierungen ausgesetzt wären. Nichtsdestotrotz sind Sexarbeiter_innen mit Trans-Identität für Außenstehende fast völlig unsichtbar. Feministische Sexarbeitsgegnerinnen wiederum sind der Ansicht, dass Sexarbeit allgemein für Frauen nicht akzeptabel ist. Dass Feministinnen wie Janice Raymond und Sheila Jeffreys, die Autorinnen der Bücher *The Transsexual Empire* und *The Industrial Vagina*, Trans-Frauen grundsätzlich nicht als Frauen akzeptieren, sagt schon viel über ihren

Feminismus aus. Sie scheinen zu glauben, dass Menschen, die Sexarbeit machen, gar keine echten Frauen sein können.

Darüber hinaus sollten wir im Zusammenhang mit Studien oder Berichten über Prostituierte und Prostitution immer bedenken, dass diejenigen, die mit diesen Begriffen bezeichnet werden, sich selbst eben nicht so bezeichnen. Die meisten Forscher_innen finden, wenn sie sich auf die Suche nach Prostituierten begeben, auch nur diejenigen, die in ihr Stereotyp passen, da sie nach anderen gar nicht erst suchen. Und wenn Sexarbeiter_innen, die sich diesen Stereotypisierungen verweigern, medial oder wissenschaftlich repräsentiert werden, dann werden sie meist als triviale Kuriositäten dargestellt.

Bis heute ist es eher selten, dass sich Sexarbeiter_innen im Rahmen ihrer Arbeit und gegenüber ihren Kunden als solche bezeichnen. Sexarbeiter_in zu sein bedeutet, eine politische Identität anzunehmen, und diese politische Identität hat die historischen Zuschreibungen, die mit Sexarbeit verbunden sind, noch keineswegs ersetzt. In diesem Text verwende ich Wendungen wie »Sexarbeiter_in« oder »Menschen, die im Sexgeschäft arbeiten«, um möglichst alle Menschen beschreiben zu können, die mit dem Verkauf von Sex oder sexuellen Dienstleistungen befasst sind. »Prostitution« und »Prostituierte« verwende ich überwiegend historisch. Wenn ich über die Zeit vor der Einführung des Begriffs »Sexarbeit« schreibe, werde ich den Begriff meist auch nicht verwenden. Im Kontext der Gegenwart verwende ich »Prostitution« und »Prostituierte« vor allem zitierend, auch und gerade dann, wenn sie von Menschen benutzt werden, die sich selbst als »Prostituierte« oder als »Prostitutionsgegner_innen« bezeichnen.

Wie die Begriffe, die ihr vorangingen, wird die Bezeichnung »Sexarbeit« unregelmäßig und ungleichmäßig

entlang politischer Linien verwendet. In der Literatur zum öffentlichen Gesundheitswesen taucht der Begriff »Sexarbeiter_in« beispielsweise überdurchschnittlich häufig auf, aber das liegt hauptsächlich am Engagement der Sexarbeiter_innen selbst. Besonders wichtig für die Durchdringung des Gesundheitsdiskurses waren hier Kampagnen zu Beginn der AIDS-Epidemie, mit denen sich Sexarbeiter_innen gegen die Vorstellung wehrten, die Prostitution sei für die Ausbreitung der Krankheit verantwortlich. Diese Art der Seuchenpanik, eine Aktualisierung früherer Ängste vor Syphilis und anderen Geschlechtskrankheiten, fasst die Körper von Prostituierten ausschließlich als Seuchenherde auf. Außerhalb der selbstorganisierten Kampagnen und Netzwerke ist die begriffliche Verschiebung weg von »Hure« und »Prostituierte« hin zur »Sexarbeiterin« zumindest sprachlich am weitesten in den verschiedenen Diskursen rund um HIV und AIDS vollzogen, auch wenn es in diesem Zusammenhang sowohl grundsätzlich politisch als auch finanziell noch viel zu erkämpfen gibt. Und auch in diesem Kontext wurde die Begriffs- und Wahrnehmungsverschiebung nur gegen starke und anhaltende Widerstände erreicht.

Am stärksten präsent im öffentlichen Raum sind Sexarbeiter_innen immer noch durch ihre eigenen kulturellen Produkte: Anzeigen, Websites, Fotos, Videos. Hier sind Sexarbeiter_innen am direktesten an der Produktion des Bildes beteiligt, das sich die Gesellschaft von ihnen macht. Diese Bildproduktion ist dabei zwei einander entgegengesetzten Bedürfnissen unterworfen: dem nach Außenwirkung und dem nach Diskretion. Diese Selbstdarstellungen sind auf Medien beschränkt, die sie nicht direkt zensieren, und sie sind an die Kunden gerichtet. Es wäre selbstverständlich ein Fehler, diese Formen von Werbung und Marketing als

echte, vollständige Selbstdarstellungen von Sexarbeiter_innen zu lesen, da ihr Zweck nicht ist, das Leben außerhalb der Arbeitszeiten darzustellen.

Trotzdem verweisen Prostitutionsgegner_innen immer wieder gerade auf diese Darstellungen als Belege für die Bedingungen, unter denen Sexarbeit stattfindet. Sie sehen dabei nicht, dass diese Werbeformen den sexuellen Dienstleistungssektor absichtlich überglamourös zeichnen. Gleichzeitig stören sich die Prostitutionsgegner_innen bei der Repräsentation in anderen Medien sehr an der Glorifizierung von Sexarbeit. (US-amerikanischen Prostitutionsgegner_innen zufolge sind der Film *Pretty Woman*, die Fernsehserie *Diary of a Call Girl* und die von ihnen sogenannte »pimp culture« im HipHop wesentlich mitverantwortlich dafür, dass Sexarbeit für junge Frauen – und Männer – attraktiv erscheint. Deutlich seltener verweisen sie in dieser Frage allerdings auf den Arbeitsmarkt, die hohen Kosten für Schul- und Universitätsbildung, die Privatisierung des Gesundheitssystems und die große Schuldenbelastung junger Amerikaner_innen.) Indem sie sich in ihrer Kritik auf die popkulturelle Darstellung von Prostituierten konzentrieren, vermeiden es diese Aktivist_innen gezielt, sich mit der konkreten Realität von Sexarbeit auseinanderzusetzen.

Eine Zeit lang sah es so aus, als wäre der Kampf um Anerkennung für Sexarbeiter_innen schon beinahe gewonnen. In den frühen Siebzigerjahren tauchten plötzlich viele auffällig empathische Darstellungen von Sexarbeiter_innen in den Mainstream-Medien auf, und das Sexgeschäft wurde als relativ normaler Aspekt sowohl des urbanen Lebens als auch des Tourismus plötzlich deutlich sichtbarer. Jane Fonda gewann 1971 einen Oscar für die Verkörperung des unangepassten und autonomen Callgirls Bree in *Klute*. Ein Jahr später hielt sich *The Happy Hooker*,

Xaviera Hollanders autobiografischer Bericht über ihre Zeit im Sexgeschäft, wochenlang auf der Bestsellerliste der *New York Times*. Um dieselbe Zeit kam es zu einer Reihe von Gerichtsverfahren, deren Urteile eine Tendenz hin zur Lockerung der amerikanischen Pornografie- und Sittlichkeitsgesetzgebung nahelegten. In der Folge vergaben die Stadtverwaltungen von Boston und Detroit erstmals in den USA offizielle Konzessionen an Stripclubs und Peepshows. Und vom Times Square, dem damals noch meistgefilmten Rotlichtbezirk der Welt, waren diese Etablissements sowie die Stricher und Huren, die ihn berühmt gemacht hatten, noch nicht vollständig vertrieben worden.

In dieser Zeit liegen auch die Anfänge der modernen Huren- oder Sexarbeiterbewegung. 1973 gründete Margo St. James in den USA die Organisation COYOTE (»Call Off Your Old Tired Ethics«), die sich für die Rechte von Sexarbeiter_innen und gegen die Kriminalisierung von Prostitution einsetzte. Und in Frankreich besetzten 1975 über hundert Prostituierte aus Protest gegen Polizeiwillkür eine Kirche. Die Aktion sollte so lange andauern, bis die Haftstrafen, die gegen mehrere ihrer Kolleginnen verhängt worden waren, ausgesetzt würden. Die Bewegung für die Rechte von Prostituierten entstand zwar auch im Kontext von Rufen nach mehr sexuellen Freiheiten, aber ihre Forderungen zielten vor allem auf ein Ende der Polizeigewalt gegen Prostituierte ab.

Diese Gruppen bereiteten mit ihren Aktionen den Weg für Carol Leighs Erfindung des Begriffs »Sexarbeiterin«, und die Durchsetzung des Konzepts »Sexarbeit« begann über ihre Netzwerke und Strukturen. Ende der Nullerjahre forderten mehrere UN-Unterorganisationen, darunter die unabhängige Global Commission on HIV and the Law, die vom UNAIDS-Programm eingesetzt wurde, sowie

Generalsekretär Ban Ki-moon eine Entkriminalisierung von Sexarbeit. Die Internationale Arbeitsorganisation erkennt Sexarbeit als Arbeit an und wertet Repressionen gegen Sexarbeiter_innen wie beispielsweise unfreiwillige HIV-Tests als Arbeitsrechtsverletzungen. Die Weltgesundheitsorganisation gab 2012 Empfehlungen heraus, nach denen »alle Länder sich die Entkriminalisierung von Sexarbeit und ein Ende der ungerechten Anwendung von zivilrechtlichen und allgemeinen Vorschriften gegen Sexarbeiter_innen zum Ziel setzen« sollen.

All diese Fortschritte bedeuten aber natürlich nicht, dass sich das Leben von Sexarbeiter_innen grundsätzlich verbessert hätte, dass diese Empfehlungen kampfflos umgesetzt wurden (wenn sie überhaupt umgesetzt wurden), oder dass die neue Perspektive auf Sexarbeit als Arbeit das soziale Konstrukt Prostitution zerstört hätte.

In den knapp vierzig Jahren seit der Erfindung des Konzepts »Sexarbeit« hat sich die Öffentlichkeit auch neue Kanäle geschaffen, um ihre voyeuristische Neugier auf das Thema zu befriedigen, auch wenn mittlerweile Menschen aus dem Sexgeschäft immer mehr Einfluss darauf haben, wie sie abgebildet werden. Alle neuen Arbeits- und Äußerungsmöglichkeiten, die sich für Sexarbeiter_innen in der Öffentlichkeit aufgetan haben, stehen aber immer noch im Widerspruch zu den Rollen, die sie in der populären Wahrnehmung einnehmen. Für viele Menschen bleiben Prostituierte immer Teil einer anderen Realität, von der sie durch das Guckloch der Peepshow oder durch die Intervention der Polizei getrennt sind. Die feministische Literaturwissenschaftlerin Anne McClintock formulierte 1992 in ihrem Essay »Screwing the System« das Dilemma treffend: »Je mehr Prostituierte gezwungen sind, öffentlich über ihr Tun zu sprechen, desto mehr belasten sie sich selbst.« Um in den

USA wegen Prostitution verhaftet zu werden, muss es gar nicht zu sexuellen Handlungen kommen. (Was die Polizei aber nicht daran hindert, oft genau diese von Sexarbeiterinnen zu verlangen.) Ausreichend ist schon »Kommunikation zum Zwecke der Prostitution«. Äußerungen von Sexarbeiter_innen sind also bereits Tatbestände, die zur Repression führen können. Wie lässt sich das aber wiederum mit dem neuen öffentlichen Interesse an der Sichtbarkeit und den (Lebens-)Geschichten von Sexarbeiter_innen vereinbaren?

Vor dem Hintergrund des Umgangs nicht nur der Staatsmacht, sondern auch der Öffentlichkeit allgemein mit Sexarbeit und dem Leben von Sexarbeiter_innen sieht McClintock die Hauptmotivation für dieses Interesse an einer medialen Repräsentation von Sexarbeit in genau diesem Missverhältnis: »Die Gerichte verlangen, das Unausprechliche öffentlich auszusprechen. [...] Obsessiv werden schmutzige Bildchen, Videobeweise, Geständnisse und Beweisstücke ans Licht gezerrt. Und so zeigen die Prostitutionsverfahren, dass ihr Kern in genau dem Fetischismus liegt, den sie nachweisen und bestrafen sollen.« Sexarbeiter_innen wird suggeriert, dass sie gesellschaftliche Außenseiter sind und sich außerhalb des Gesetzes bewegen, weil sie »ihre Körper verkaufen«. Gleichzeitig wird von ihnen verlangt, dass sie ihr Leben offenlegen und damit diesen Verkauf noch einmal nachvollziehen, allerdings vor einer viel breiteren Öffentlichkeit als während ihrer Arbeit.

Auch die Orte und Medien, in denen Sexarbeiter_innen über ihre Arbeit und ihr Leben Auskunft geben sollen, werden immer vielfältiger: In »geheimen« Tagebüchern, TV-Reportagen und Talkshows sollen sie zu Wort kommen; in US-amerikanischen Magazin-Sendungen werden sie im Zusammenhang mit den »gefallenen« Politikern interviewt, die ihre Dienste in Anspruch genommen haben; gegenüber

Sozialarbeiter_innen und Psychotherapeut_innen sollen sie sich äußern; und wenn sie selbst oder irgendein hochgekochter Skandal Schlagzeilen machen, dann sollen sie auch noch der Boulevardpresse Rede und Antwort stehen. Diese Form der Öffentlichkeit nutzt normalerweise aber weder den Sexarbeiter_innen selbst noch der Gesellschaft. In dieser medialen Repräsentation dienen Sexarbeiter_innen stets nur dem Profit irgendeines Dritten.

Die doppelte Anforderung an die Selbstrepräsentation von Sexarbeiter_innen, gleichzeitig ihre Schuld einzugestehen und ihre Unschuld zu beweisen, macht sowohl echte als auch imaginierte Prostituierte weiterhin zu Objekten sozialer Kontrolle, auch wenn in der gesellschaftlichen Anerkennung von Sexarbeiter_innen deutliche Fortschritte gemacht wurden und mittlerweile auch immer wieder mediale Bilder von Sexarbeit produziert werden, die sich außerhalb der üblichen Stereotypen bewegen. Denn Sexarbeiter_innen werden nach wie vor als Kuriositäten, als legitime Ziele staatlicher Repression oder als Klient_innen karitativer oder sozialer Arbeit gesehen, und nicht selten als alles drei gleichzeitig. Und so werden Prostituierte weiterhin zentral im Moment ihrer Verhaftung verortet, sowohl vom gesellschaftlichen Blick, als auch von denjenigen Individuen und Institutionen, die sie »retten« wollen.